

Die kleinsten Worte hallen nach

FAZ 19.3.2018

Auf der Leipziger Buchmesse bleiben die Tumulte um „rechte“ Verlage aus. Dafür wird klug über den Umgang mit Extremisten nachgedacht. Offen bleibt die Frage, wie man der Lesekrise begegnet.

Als Åsne Seierstad am vergangenen Mittwochnachmittag im Gewandhaus den „Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung“ entgegennahm, sprach sie in ihrer Dankesrede über den Umgang mit politischen Extremisten. In ihrem Buch „Einer von uns“ hatte sie das Massaker rekonstruiert, das ihr norwegischer Landsmann Anders Breivik im Juni 2011 verübte und dabei 77 Menschen ermordet hatte, sie hatte die Biographien der Opfer minutiös nachgezeichnet bis hin zu ihren letzten Minuten, und sie hatte zusammengetragen, was man über den Mörder wissen kann. „Er wurde ins Gefängnis gesteckt“, sagte sie in Leipzig, „er ist weggesperrt und wird nicht mehr töten. Aber was ist mit seinen Ideen? Sind sie auch begraben oder spuken sie noch herum?“ Dass jedenfalls Breivik davon ausgegangen war, mit seinen fremdenfeindlichen Überzeugungen Teil einer Bewegung zu sein, dass er darauf hoffte, mit seinem Terror andere dazu aufzustacheln, es ihm gleichzutun, zeigte Seierstad auch, und Verena Luken, Redakteurin im Feuilleton dieser Zeitung, sprach in ihrer Laudatio vom „furchtlosen Blick“ und der „klaren Sprache“ der Autorin, mit deren Hilfe sie „einen Raum von Freiheit“ schaffte (F.A.Z. vom 15. März). Seierstad wiederum brachte diesen Zusammenhang in ein schönes Bild, indem sie von den Märchen ihrer Heimat sprach: Dort „verwandeln sich Trolche in Steine, wenn sie von den Strahlen der Sonne getroffen werden. Das müssen wir auch mit den Extremisten tun – sie herauslocken ans helle Tageslicht, sie unter die Lupe nehmen, sie entlarven. Denn ihre Ideen gedeihen im Dunkeln, in den geschlossenen Kreisen, in den Echokammern des Internets.“

kaufabstrenzung nichts ändern, und die Hilfslosigkeit, die mit dieser Diagnose einhergeht, war auf der Messe permanent spürbar. Immerhin, sagte Riethmüller, das Buch als Idee sei in der Bevölkerung durchaus positiv besetzt, es werde „als Ruhepol in der Hektik des Alltags“, als „Balsam für die Seele“ empfunden, und während man sich noch fragte, was um Himmels willen das für Balsambücher sind und wie Kafkas berühmte Metapher, ein Buch solle sein wie „eine Axt im gefrorenen Meer in uns“, in dieses Konzept passen mag, sprach Riethmüller von einem schieren Vermittlungsproblem – es gehe darum, Lesen als „Gegenpol zur ständigen Erreichbarkeit“ zu bewerben, dann werde man die verlorenen Käufer schon zurückgewinnen.

Nun kann man mit dem Slogan „Zeit für mich“ auch Hängematten, Tee und Sahnejoghurt verkaufen. Und wenn man sich ansieht, wie der Buchmarkt gegenwärtig auf den vom Börsenverein lange geleugneten Einbruch der Absatzzahlen reagiert, nämlich mit einer Erhöhung der Verkaufspreise, so dass der gesamte Umsatz wieder im Plus liegt, dann fragt man sich, ob wir nicht auf dem Weg in eine Gesellschaft sind, in der sich immer weniger Menschen das Bücherkaufen leisten können oder wollen. Weil zweitens das Lesen, das intensive zumal, erfahrungsgemäß im Kindesalter eingeübt und in der Jugend gefestigt wird, wäre dann über die Rolle der städtischen Bibliotheken umso mehr neu nachzudenken, von den unterfinanzierten und personell schlecht ausgestatteten Schulbibliotheken ganz zu schweigen, damit Kinder, die im Elternhaus nicht mit Büchern in Berührung kommen, dies hier ausgleichen können.

„Lehrer sollten vorlesen, am Ende der Schulstunde, regelmäßig“, sagt Monika Osberghaus, die Verlegerin von „Klett Kinderbuch“ in Leipzig, die zudem den „Firlifanz“, das viele „Drumherum“ beklagt, wenn dann doch mal Leseförderung betrieben wird; die Spielchen und Inszenierungen, als ob der Text nicht für sich stehen könnte, als ob man seinen Adressaten nichts mehr zutraut, so wie im Kinderfunk im Radio, den man beim Anschalten, sagt Osberghaus, „sofort am gönnerhaften Ton der Sprecher“ erkenne. Manche Verlage, besonders im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur, laden sich regelmäßig junge Testleser ins Haus, die ungedruckte Manuskripte bewerten, um besser zu verstehen, wie die Texte rezipiert werden, wovon wahrscheinlich beide Seiten profitieren.

Wer Extremisten isoliert, der stärkt sie, heißt das, und wer sie herauslocken und entlarven will, der benötigt eine klare Sprache: Das war auch der Tenor der übrigen Reden des Abends, die ersichtlich noch unter dem Eindruck der Diskussion um die Äußerungen des Schriftstellers Uwe Tellkamp standen (F.A.Z. vom 12. März), aber auch generell zum Auftakt der Messe fragten, wie mit Teilnehmern umzugehen sei, die dort chauvinistische und fremdenfeindliche Parolen verbreiten. So blickte Heinrich Riethmüller, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, zurück auf die Querelen während der letzten Frankfurter Buchmesse und verteidigte die damalige Entscheidung, rechte Verlage trotz der Proteste dagegen als Aussteller zuzulassen zu haben, auch wenn man, wie Riethmüller einräumte, „vielleicht auch selbst nicht alles richtig gemacht“ habe – tatsächlich könnte man sich ja fragen, ob es so klug und dem Austausch der Argumente so förderlich war, die Stände rechter Medien in die unmittelbare Nachbarschaft von linken Organisationen zu platzieren. In Leipzig jedenfalls fanden sich die wenigen notorischen Verlage in einer hinteren Hallenecke wieder, umgeben vom prächtigen Stand des Mainzer Gutenbergmuseums und der gemeinsamen Verkaufsfläche einiger Antiquariate, die sich für das Messepublikum augenscheinlich als wesentlich attraktiver erwiesen. Die erwarteten Tumulte hielten sich in Grenzen. Die Messeleitung interessierte viel mehr, dass viele Interessierte am Sonntag wegen des Schneechaos gar nicht anreisen konnten, so dass am Ende mit 271 000 Gästen ein leichter Besucherrückgang im Vergleich zum Vorjahr (285 000) zu verzeichnen war.

Am Eröffnungsabend hatte der Börsenvereinschef Riethmüller noch einen anderen Ton angeschlagen, der ebenso nachhallen sollte, wenn auch vielleicht nicht in Riethmüllers Sinn: Er sprach davon, dass man „auf dem Publikumsmarkt knapp sechseinhalb Millionen Buchkäufer“ verloren habe (F.A.Z. vom 17. März), das seien achtzehn Prozent. Die Frage, die der Börsenverein schon gemeinsam mit „Marktforschern“ untersuche, sei nun, wie man sie zurückgewinnen könne.

Die Frage ist exzellent, die Antworten aber blieben vollständig aus, und wenn man sich Riethmüllers Analyse zu eigen macht, ist auch mit keiner Lösung zu rechnen. Man habe festgestellt, dass die Menschen unter „Zeitknappheit“ und „Überforderung im Alltag“ litten, „nicht zuletzt durch Social Media“ – da bliebe dann eben keine Zeit mehr fürs Buch. Solange keine Weltregierung per Knopfdruck das Internet abschaltet oder wenigstens die Smartphones lahmlegt, wird sich an den Gründen für die Buch-

Es sei das „Merkmal einer zivilisierten Gesellschaft“, sagte Kristina Maidt-Zinke, die Vorsitzende der Jury zum Preis der Leipziger Buchmesse, dass sie mit der Diskussion über literarische Qualität nie fertig werde. Das zeigte sich dann etwa mit der Prämierung von Esther Kinsky's Roman „Hain“, den die Jury als „Schule der Wahrnehmung“ bezeichnete und damit einen Fingerzeig gab, was ihre Entscheidungen von der einen anderen Jury unterschied, die ein halbes Jahr zuvor in Frankfurt Robert Menasses Brüssel-Roman „Die Hauptstadt“ mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet hatte. Vermisste man dort in der Jurybegründung jede Bewertung der eigentlichen literarischen Qualität, ging es nun in Leipzig nicht um die leichte Übertragbarkeit des im Buch Vorgefundenen auf eine gesellschaftliche Situation – der Leser bekommt kein Urteil, er lernt den Blick aus den Augen von Kinsky's Erzählerin. Im Zentrum steht nicht das Vorgefundene, sondern die ausgestellte Perspektive dessen, der davon erzählt. Und als der norwegische Architekt Björn Berge auf einer Veranstaltung von „Leipzig liest“ aus seinem Buch „Atlas der verschwundenen Länder“ vortrug, war es genau dieser Zugriff auf die Welt, die Beschreibung von untergegangenen Kleinstaatenn anhand von deren Briefmarken, der einladend, für die Dauer eine Perspektive zu teilen, um sich dann wieder von ihr zu lösen, und um den besonderen, wie mit einem Schleier versehenen Erzählten wahrzunehmen. Oder den des Autors Lewan Berdsenischwili, einst Direktor der georgischen Nationalbibliothek, später Häftling in einem sowjetischen Lager, der in seinem Roman „Heiliges Dunkel“ den absurden Seiten der Haft nachspürt. Oder der Åsne Seierstads.

„Wenn der Schriftsteller alles erklärt, braucht der Leser nicht zu denken“, sagte sie, „die Reaktion sollte beim Leser liegen, nicht im Schreibprozess. Um das zu erreichen, brauchen wir die kleinsten Worte. Nur dann, wenn die Worte keine Schatten auf uns werfen, können wir die Dimensionen begreifen.“

Die wenigsten von uns werden Åsne Seierstads Buch über den Massenmörder Breivik mit in die Hängematte nehmen, mit Tee und Sahnejoghurt. Wenn es aber darum geht, Zeugnis abzulegen, warum wir im Frühling und im Herbst nach Leipzig und Frankfurt kommen, als ob es nichts Wichtigeres in der Welt gäbe als das Buch, warum es uns beunruhigt, wenn wir hören, dass es in Frage steht, warum wir uns für Länder interessieren, von denen nur noch Briefmarken geblieben sind, und warum wir uns an jeder Hallenecke festlesen und wieder losreißen können, dann ist dieses Buch ein exzellentes Beispiel. TILMAN SPRECKELSEN